

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

8.4.1934 (No. 14)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 14



8. April 1934

Karl Lang / Das badische Infanterieregiment von Porbeck
und der siebenjährige Volkskrieg auf der Pyrenäenhalbinsel 1808-1814

(Ein Kapitel deutscher Tragik)

I.

Die Zusammenschweißung des deutschen Volkes zu einem einzigen unzerreißbaren Ganzen, die wir voll freudigen Staunens erleben, wird dem Zeitgenossen in ihrer ganzen geschichtlichen Größe erst völlig klar, wenn er das Auge durch die Räume der deutschen Vergangenheit schweifen läßt. Was er da allerdings schaut, ist von einigen Ruhepausen abgesehen, ein Bild fortgesetzten Selbstzerfleischens zum Nutzen und zur Genugtuung fremder Mächte, ein Bild erschütternder Tragik.

Schon am Anfang der schriftlich beglaubigten deutschen Geschichte steht ein denkwürdiges Wort des großen römischen Geschichtsschreibers Tacitus, der es bereits im Gebälke des römischen Weltreiches knistern hört. Angesichts der Ausrottung der im Ruhr-Rippe-Gebiet hausenden deutschen Bructerer durch andere deutsche Stämme entringen sich ihm die Worte: „Möge doch diesen Völkern, wo nicht die Anhänglichkeit an uns, so doch ihr Haß gegeneinander erhalten bleiben; denn angesichts der dräuenden Schicksalsstunde des Reiches kann uns das Geschick ja nichts Besseres beschicken, als die Zwietracht der Feinde.“ Nun, nur allzusehr ging dies Gebet des Römers in Erfüllung. Nicht nur zur Römerzeit, sondern auch in fast allen weiteren Phasen der deutschen geschichtlichen Entwicklung bis herauf in die jüngste deutsche Vergangenheit konnte das Ausland den Faktor deutscher Zwietracht in seine Rechnung einsehen.

Wohl seinen Höhepunkt erlief dieses Elend in der Zeit, als Napoleon das seit Jahrhunderten dahinsiechende Heilige Römische Reich deutscher Nation 1803 zerschlug und aus seinen Trümmern den Rheinbund, „la troisième Allemagne“, schuf. Den ganzen Süden und Westen, auch große Teile der Mitte des Reiches schmiedete der gewaltige Eroberer zu einem den französischen Zielen völlig dienstbaren und gefügigen Organismus zusammen. Wo nur immer in Europa in der nie abbrechenden Kette blutiger Kriege die kaiserlichen Adler erschienen, kämpften und starben für die Interessen und die Gloire der französischen Nation auch Hunderttausende von deutschen Landeskindern.

Auch das von Napoleon bzw. von Talleyrand in seinem heutigen Umfang geschaffene und zum Großherzogtum erhobene Baden brachte dem „erhabenen Protektor des Rheinbundes“ unsagbare Opfer an Gut und Blut dar. Ununterbrochen bluteten und verbluteten seine Regimenter auf allen möglichen Kriegsschauplätzen in Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Preußen, Polen und schließlich in Rußland. Ihre Taten, ihr Leiden und Sterben erstrahlen im hellen Licht der Geschichte und sind der bewundernden Teilnahme der Mit- und Nachwelt teilhaftig geworden. Nur eine verlorene badische Truppe, die das Machtwort des Imperators in das Chaos des grausamen siebenjährigen Völkerkrieges auf der fernen Pyrenäenhalbinsel (1808-1814) hineinschleuderte, hat bislang nicht die ihr gebührende Würdigung erfahren.

Es ist dies das kombinierte Infanterieregiment von Porbeck und die Batterie Laffolaye. Das stumme Heldentum dieser

beklagenswerten Männer, ihre Treue, ihr Ausstarren in siebenjährigem aussichtslosem Ringen mit der ihre heiligsten Rechte gegen französische Vergewaltigung fanatisch verteidigenden spanischen Nation, dem Bewußtsein der heutigen Deutschen in bescheidenem Umfang wenigstens nahe zu bringen, soll der Zweck dieser Darlegung sein.

Prüft man die ganze von Napoleon entfesselte Kriegsära auf ihren tieferen Sinn, so ergibt sich als letzter Zweck die Niederringung Englands. Nie verlor Napoleon bei all seinen kriegerischen Unternehmungen dies Endziel aus dem Auge. Ihm diente schon die auf Indien zielende ägyptische Expedition von 1798/99, dann die 1805 gegen England geplante, von englischer Staatskunst in letzter Minute auf Oesterreich abgelenkte Invasion; ja auch hinter den Türmen Moskaus lockte ihn die Fata Morgana des indischen Märchenlandes, des Kernlandes englischer Weltmacht. Wie sehr ihn dieser Gedanke auch während der Lösung schwerster Probleme nicht aus seinem Banne ließ, beweist die Tatsache, daß er mitten im Sturme des französisch-preussischen Krieges von 1806/07 von dem eben eingekommenen Berlin aus durch die sogenannte Kontinentalsperre die wirtschaftliche Blockade gegen England verhängte. In der Tat gelang es ihm auch, zumal sich auch Rußland in der Folgezeit in sein System einfügte, fast den ganzen europäischen Kontinent den englischen Kaufleuten und Waren zu sperren. Eine schwere Zeit zog für die englische Wirtschaft herauf. Nur ein Glied fehlte in dieser verderblichen Kette, und das war die Pyrenäenhalbinsel.

Mit seiner ganzen keine Hindernisse kennenden Tatkraft warf sich Napoleon auf die Aufgabe, auch Spanien und Portugal in sein Sperrsystem hineinzuzwingen, womöglich sie ganz zu unterjochen. Den ersten Schlag führte er gegen Portugal, dessen Dynastie sich weigerte, das Bündnis mit England aufzugeben. Darauf schloß er mit dem korrupten spanischen Minister Godoy, dem Liebhaber der Königin und dem eigentlichen Herrscher Spaniens, im Oktober 1807 zu Fontainebleau einen Vertrag über eine Teilung Portugals. Demzufolge marschierten französische Truppen durch Spanien hindurch in Portugal ein und bemächtigten sich des Landes. Von einer Teilung hörte man dann allerdings nichts mehr, wohl aber blieben beträchtliche französische Truppenmassen auf spanischem Boden stehen. Ihr Befehlshaber Murat nahm sogar Quartier in Madrid. Nun lockte Napoleon in einem unwürdigen Intriguenpiel die geistig und moralisch minderwertigen Bourbonenprinzipale König Karl IV. und den Kronprinzen Ferdinand, den nachmaligen Ferdinand VII., zu Verhandlungen auf französischem Boden, und zwar nach Bayonne. Trotz der leidenschaftlichen Warnungen der spanischen Bevölkerung, die Unheil witterte, gingen die beiden in die gestellte Falle. In Bayonne erpreßte Napoleon von den ehr- und willenlosen Bourbonen den Verzicht auf die spanische Krone und ließ sie in französischen

Schlössern verschwinden. Dafür aber zwang er der spanischen Nation seinen ältesten und gefügigsten Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, zu ihrem Herrscher auf.

Am 20. Juli 1808 zog dieser denn auch, allerdings nichts Gutes ahnend, als König von Spanien in Madrid ein.

Aber mannhafter als seine verrottete Dynastie verhielt sich das spanische Volk zu diesen Ereignissen. Das ganze Land flammte in wilder Empörung auf ob der Schmach von Bayonne und rüstete sich, von der Geistlichkeit aufgepeitscht, zum Kreuzzug gegen die frechen Eindringlinge, zum Kampf bis aufs Messer. Die Leitung der Volkserhebung rief die Zentralkommission von Sevilla an sich. Neben der regulären Armee bildete sich im ganzen Lande ein dichtes Netz zahlloser Banden, die zwar für die Feldschlacht wenig bedeuteten, im Kleinkrieg aber, in der Guerrilla, dank dem gebirgigen Charakter des Landes eine fürchterliche Geißel der französischen Heere werden sollten. England lieferte Geld, Material und Truppen; auch Portugal schloß sich dem spanischen Freiheitskampf an. Damit begann der sieben schauerliche Jahre in einem unentwirrbaren Knäuel großer und kleiner Kämpfe sich hinschleppende Volkskrieg auf der „Peninsula“. Es begann der Krieg, der fortan die offene Wunde am Nervenleib des französischen Imperiums bedeutete, der Krieg, von dem Napoleon selbst auf St. Helena gestand: „Dieser unglückliche Krieg hat meinen Untergang bereitet, meine Macht zerteilt, meine Verlegenheiten vervielfältigt.“ Schon am 22. Juli 1808 mußte der französische General Dupont bei Bailen in Südspanien mit seinem ganzen Korps die Waffen strecken. Ein ähnliches Los bereitete Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, dem in Portugal eingedrungenen Korps Junots. König Joseph floh, alle französischen Korps gingen hinter die Ebrolinie zurück.

Nun aber führte Napoleon zahlreiche Korps ausgesuchter Truppen unter seinen fähigsten Marschällen wie Ney, Soult, Victor, Lefebvre u. a. heran und ballte sie im Oktober 1808 zu einer mächtigen Angriffsarmee zusammen. Er selbst nahm die Leitung der verfahrenen Operationen persönlich in die Hand, um mit einem seiner „coups de tonnerre“ reinen Tisch auf der Halbinsel zu machen. Wie üblich mußten auch die Basallen-völker Kontingente marschieren lassen: Polen, Italien, Holland und alle möglichen Rheinbundstaaten.

Auch Baden erhielt Befehl, ein Infanterieregiment und eine Batterie nach Spanien in Marsch zu setzen. Demzufolge überschritt am 24. August 1808 ein aus zwei Bataillonen der Infanterieregimenter Nr. 3 und 4 für die Kriegsdauer zusammengestelltes Infanterieregiment (46 Offiziere und 1687 Mann) mit einer Batterie (6 Kanonen, 2 Haubitzen, 205 Mann) bei Kehl den Rhein. Die Batterie befehligte Hauptmann von Bassolave, das ganze Kontingent stand unter Oberst Heinrich von Porbeck. Im Offizierkorps begegneten uns viele Namen bekannter badischer Geschlechter wie v. Grolmann, v. Froben, v. Holzing, v. Stockhorn, Kleiber, Bender u. a. m. Einschließlich des zweimal nachgeschickten Ersatzes kamen 4000 badische Landesfinder nach Spanien, etwa 500 kehrten diensttauglich zurück.

Ueber Meß, wo das Regiment französische Gewehre empfing, ging der Marsch nach Orleans. Hier trat es am 15. September in den Verband der deutsch-holländischen Division Leval des unter dem Haudegen Lefebvre, dem Herzog von Danzig, stehenden 4. Korps. Mit dem ruhmreichen 2. nassauischen Infanterieregiment, aus dem später das Infanterieregiment 88 in Mainz hervorging, bildete es die erste Brigade, indes sich die zweite aus Hessen-Darmstädtern, Frankfurtern und Holländern zusammensetzte. Die „Deutsche Division“ zählte 10 000 Mann ausgesuchter Truppen. Nach sechswöchentlichem, durch Manöver und Besichtigungen gewürztem Marsche durch das schöne Frankreich überschritt das Korps am 13. Oktober nachts den Grenzfluß Bidassoa und betrat bei dem Pyrenäenstädtchen Irun in recht gedrückter Stimmung spanischen Boden.

Bei der alsbald mit aller Macht einsetzenden kaiserlichen Offensive bildete das Korps Lefebvre den äußersten rechten Flügel zwischen dem oberen Ebro und der Biskayasee. Schon hier bekamen die Deutschen auf entbehrungsreichen Märschen in der wilden, wegelosen kantabrisch-asturischen Gebirgswelt und in heißen Kämpfen wie am Paß von Durango, bei Bornosa, Balmaceda und Espinosa einen Vorgeschmack der ihrer harrenden Dinge.

Auf die spannenden Einzelheiten dieser Einmarschkämpfe und auch der der folgenden Jahre auch nur einigermaßen näher einzugehen, verbietet der enge Rahmen dieser Darlegung, wie überhaupt aus der Ueberfülle der Ereignisse nur die wichtigsten derjenigen gestreift werden können, an denen unsere Landsleute beteiligt waren.

Jedenfalls trat schon im ersten Stadium der den ganzen Krieg charakterisierende Zug der Wildheit und Grausamkeit grell in Erscheinung; entfiel doch schon jetzt ein großer Teil der Verluste auf Mordmord. Schon jetzt schwoll der gegenseitige Haß ins Ungeheure. Abgezehrt und abgerissen, zum Teil ohne Schuhe, kam die deutsche Division vor Madrid an. Erst hier erfuhr sie von dem unaufhaltbaren Siegeszug der

Hauptarmee unter dem Kaiser, von seinem glänzenden Sieg am Paß von Somosierra in der Sierra de Guadarama (30. Novbr. 1808), der ihm Madrid in die Hand gab. In einer mit Bangen erwarteten Heerschau vor der Stadt musterte der Kaiser auch die Deutschen und war trotz ihres abgerissenen Zustandes mit Haltung und Ausbildung zufrieden. Regiment Baden erhielt 10 Kreuze der Ehrenlegion. Für die nächste Zeit bildeten die deutschen Regimenter die Garnison von Madrid. Regiment Baden wurde in den weiten kalten Steinhallen des geräumigen Schlosses Buen Retiro untergebracht und tat bei schlechter Verpflegung einen Wach- und Garnisondienst ganz eigener Art. Wie die anderen Regimenter verlor es dabei Tag für Tag Leute, die in den Straßen oder auf Posten umgebracht wurden. Der tägliche Abgang der Garnison durch Mord wurde damals auf 30 bis 40 Mann beziffert.

Am 13. Januar 1809 rückte die deutsche Division unter begreiflichem Jubel aus der unheimlichen Stadt nach dem Tajo ab, um in ihr ruhm- und schichtenreichstes Jahr einzutreten. Allein auch weiterhin verfolgten sie Mord und Marter oft in schrecklichster Gestalt. So waren 25 heftige Reiter in dem Städtchen Arenas in der Sierra Guadarama von den Einwohnern zwar gastfreundlich aufgenommen, nachts aber unter Mitwirkung der Weiblichkeit auf bestialische Weise umgebracht worden. Nur ein Ordnonanzreiter, der gerade von einem Ritt zurückkehrte, vermochte sein Pferd noch herumzureißen und die graufige Tat zu melden. Zum Nachwerk beorderte die Führung vor allem die Deutschen; und die durch Nachwerk und übermächtigen Weingenuß herauschten Truppen vollzogen durch Mord und Brand ein fürchterliches Sühneopfer.

Am mittleren Tajo wieder angekommen, trat die deutsche Division unter den Befehl des Marschalls Viktor, der den Auftrag hatte, das Südufer des Tajo vom Feinde zu säubern. Eine Offensive nach Süden über den in tiefeingeschnittenem Felsenbette dahinbrausenden Strom war nur über das in kühnem Bogen den Tajo überspringende Kunstwerk der Brücke von Almaraz möglich; sonst konnte auch nicht das leichteste Fuhrwerk, geschweige denn Geschütze, über den Fluß mitgenommen werden. Alle frontalen Angriffe, die auch viel deutsches Blut kosteten, scheiterten. Da faßte Viktor den kühnen Entschluß, nur mit der auf 3400 Gewehre zusammengeschrundenen deutschen Infanterie, die nur für vier Tage Zwieback bei sich trug, ohne Artillerie und Bagage den Fluß oberhalb bei Talavera zu überschreiten, durch raschen Seitenstoß in die grandiose Felsenwildnis der Sierra de Guadalupe die feindliche Stellung aufzurollen und so die Passage bei Almaraz zu öffnen. Diese Aufgabe lösten die unzerstrenlichen Regimenter Nassau und Baden in glänzender Weise in den Gefechten bei Meza de Jbor und Baldecana, freilich mit einem Verlust von 500 Mann (17./18. März). Zwei badische Kompagnien unter Hauptmann Krieg von Hochfelden stellten unter dem Jubel der auf dem Nordufer stehenden Franzosen die unmittelbare Verbindung mit der Brücke her. Jetzt erst galten die Deutschen als militärisch voll neben den Franzosen. In seinem Tagesbefehl erklärte der Marschall: „que les troupes de la confédération du Rhin rivalisent de gloire avec celles de la Grande Armée“.

Durch kaiserliche Kabinettsorder vom 27. Januar 1809 erhielt Infanterieregiment Nr. 88 zur Erinnerung an die tapferen Taten seiner Stammtruppe die Namen Meza de Jbor, Medellin und Waterloo in seine Helmszier. Das badische Regiment lebte befanntlich in der späteren Armee nicht weiter.

Mit seinem waghalsigen Unternehmen hatte Marschall Viktor die Pforte nach dem Süden eingestossen und drängte nun unter fortwährenden Verfolgungskämpfen hinter dem weichen Gegner her, hinein in die herrliche Ebene von Estremadura. Am Quadiana bei der Stadt Medellin, in der 1485 Fernando Cortez, der Eroberer von Mexiko, geboren wurde, trat ihm der spanische General Cuesta, zum äußersten Widerstand entschlossen, mit doppelter Uebermacht entgegen. Im Gegensatz zu dem Felsenhaos, in dem sich die Deutschen bislang geschlagen hatten, war das neue Kampfgebiet flach wie ein Exerzierplatz. Trotz des Feldgeschreis: „Für Ferdinand VII. Sieg oder Tod!“ wurde die spanische Armee am 28. März 1809 in der ebenso seltsamen wie mörderischen Schlacht bei Medellin total zertrümmert. Das Schicksal des Tages hing von der Haltung der deutschen Bataillone ab, die zuerst die feindliche Linie durchstießen und — eine Seltenheit in der Kriegsgeschichte — die feindliche Reiterei mit dem Basonett angriffen. Mochte auch der offizielle Bericht darüber hinweggehen, die Stimme der Armee erklärte: „Nassau“ (die wandelnde Zitadelle genannt) „a décidé la bataille“. Der spanische Verlust allein an Toten belief sich auf etwa 12 000 Mann. Der schon erwähnte Krieg von Hochfelden zählte an einem Fleck von 20 Fuß im Geviert 83 Tote, die übereinanderlagen. Da die Bevölkerung geflohen war, waren es natürlich die Deutschen, die den Auftrag erhielten, das entsetzliche Schlachtfeld aufzuräumen. Volle 8 Tage weilten sie bald in sengender Sonnenhitze, bald bei ungeheuren Regengüssen auf der von unabsehbaren Scharen von Steinadlern bedeckten Schreckensstätte. Mehr als die Waffe des Feindes räumten die Pestilenz des Ortes, der läche Wechsel von

Hitze und Kälte, Mangel und Strapazen unter den Truppen auf.
Der an sich glänzende Sieg von Medellin konnte nicht ausgenutzt werden. Zwar hatte zu gleicher Zeit auch General Sebastiani bei Ciudad Real in der Mancha eine andere spa-

nische Armee zer schlagen, zwar fiel endlich nach schweren Blutopfern das von dem Nationalhelden Palafox löwenmütig verteidigte Saragossa — ein Numantia der Neuzeit —, allein von allen anderen Korps, von Rey in Galizien, von Soult in Portugal liefen unerfreuliche Meldungen ein.

Toni Rothmund / Der Abenteurer / Novelle

II. (Schluß.)

Es war zu einfach — darum glaubten sie es nicht.

„Erzähle was. Erzähle vom großen Krieg.“

„Ich war nicht im Kriege.“

„Dann sonst was. Von drüben.“

„Drüben —“ das war Europa. Sie waren alle, mit Ausnahme Quassis, Europäer. Zurück wollte keiner. Sie wußten, daß sie es in der Enge und Uebervölkerung nicht mehr aushalten würden. Aber sie wollten alles hören, alles wissen von Europa.

„Europa ist das Hirn der Welt. Aber es hat Fieber —“ sagte der Capitao. Doch der Deutsche war nun auch schon seit Jahren in Südamerika. Er wußte nicht viel von drüben.

„Dann sing was. Etwas wirst du doch können.“

Er sollte sie durchaus unterhalten. Diese Kampeute sind ganz ausgehungert nach Neuigkeiten. Als er sagte, daß er auch nicht singen wolle, verfinsterten sich ihre Gesichter. Er war auf dem besten Wege, sich ihren Unwillen zuzuziehen.

Da wandte ihm Ramona das Gesicht zu und sagte auf Deutsch: „Mach sie nicht böse. Jrgendetwas wirst du ja wohl können. Hast doch vorhin im Fieber gesungen. Es war etwas von Laub und grünem Gras —“

Er besann sich. Was konnte sie meinen? Was hatten sie denn gesungen als Wandervogel? In den Sonnenwänden?
In den Hüttenabenden? Von Laub und Gras?

Plötzlich fiel es ihm ein. Eine alte Ballade war's, mit einem düsteren Rehrim. José, der Portugiese, hatte eine Mandoline und erbot sich, ihn zu begleiten. Da fing er an:

„Es freit der wilde Wassermann

— In der Burg wohl über dem See —

Des Königs Tochter wollt er han'

Die schöne, junge Hannale.“

Er hatte eine gute Stimme. Und die alte Ballade klang so gut am Feuer der Goldwäscher im Brutto Certao wie daheim — im Schwarzwald.

„Sie hörte drunten die Glocken gehn

— In der Burg wohl über dem See —

wollt Vater und Mutter wiedersehn

die schöne, junge Hannale.“

Er sang alle Verse. Aber nur die beiden Deutschen konnten sie verstehen. Nur für Ramona sang er.
Und die schöne Hannale steigt aus dem See und geht in die Kirche. Vater und Mutter grüßen sie und der Küster legt ihr schweigend das Kissen auf den Stuhl. Alles ist, wie es früher war.

„Und als sie aus der Kirche kam

In der Burg wohl über dem See —

Da neigt sich Laub und grünes Gras

Vor der schönen jungen Hannale.“

Aber an der Brücke steht der Wassermann und fleht und droht, daß sie zu ihm zurückkehren solle.

„Und kommst du nicht herunter zu mir

In den tiefen, tiefen See?

Deine Kindlein drunten, die weinen nach dir,

Du schöne junge Hannale. —

Und eh' ich die Kindlein weinen lass'

Im tiefen, tiefen See —

Scheid' ich von Laub und grünem Gras

Ich arme junge Hannale.“

Die Goldwäscher sind ganz stille geworden. Die schwermütige Weise hat es ihnen angetan. Sie wollen auch den Inhalt wissen, aber als Ramona ihn erzählt, schütteln sie die Köpfe. Sie sind zwar abergläubisch wie die Buschneger — aber Wassermänner? Nein. Aber er solle noch mehr singen — noch mehr so Trauriges.

So nach und nach fallen ihm alle Pieder wieder ein und es macht ihm Freude, sie zu singen. Er singt, bis er heiser ist.

Spät, als das Feuer niedergebrannt ist, und der Mond groß und gespensterhaft am Himmel hängt — da nehmen Quassis und José den Deutschen mit in ihren Rancho. Er ist ja gesund jetzt — und eine Hängematte ist auch noch frei.

„Wie der gesungen hat, der kleine Deutsche“, sagt der Capitao zu seiner Tochter. „Nein, ich glaube doch nicht, daß er was auf dem Gewissen hat.“

Ramona antwortet nicht. Sie liegt mit offenen Augen auf ihrer Pritsche und starrt ins Dunkel. Es geht ihr durch den Sinn:

Da neigt sich Laub und grünes Gras

Vor der armen, jungen Hannale. —

Am anderen Morgen mußte der Deutsche mit an die Arbeit. Er wollte nicht — aber sie preßten ihn einfach dazu. Er ging zum Capitao. Er wolle weiter nach Cuyaba. Ob er ein Pferd kaufen könne?

Der Capitao lachte. „Ich verkaufe keine Pferde.“

„Dann geh' ich eben zu Fuß weiter.“

„Das wirst du nicht tun. Ramest auch nicht weit. Meine Leute schießen gut. Du mußt bleiben, bis wieder ein Trupp nach Cuyaba geht.“

„Wie lang wird das dauern?“

„Drei bis vier Wochen. —“

„Verfluchte Schweinerei, das! Ich werde Euch anzeigen, das ist Freiheitsberaubung, mich hier zurückzubalten!“

Der Capitao wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Anzeigen will er mich! Oh du dummer Bub! Hier bin ich der Herr! Du wirst bei mir und für mich arbeiten — und deinen Lohn erhalten wie die andern.“

„Ich pfeife was auf Lohn. —“

Er war außer sich vor Grimm. Aber Ramona sagte: „Bleib doch, Bert! Das Fieber könnte zurückkommen — und niemand ist, der dich pflegt — da draußen im Kamp.“

Sie sah ihn dabei an und lächelte. Da schickte er sich darein und blieb.

Die Halde, wo der goldhaltige Sand abgegraben wurde, lag wohl hundert Meter über der Wäscherei. Droben wurden die Körbe mit Grund gefüllt und an den Bach hinunter getragen. Das war seine Arbeit.

Die Sonne stach, Hunger und Fieber hatten seinen Körper geschwächt. Eine Uebelkeit befiel ihn, ein Schwindel. — Aber er riß sich zusammen. Was die andern konnten, würde er wohl auch noch leisten können. Und drunten am Bach konnte man jedesmal trinken. Das Wasser war klar und frisch.

Die Goldwäscherei war sehr einfach. Ein langes, schiefes Holzgestell, das mit verschieden großen Sieben versehen war. Das oberste Sieb — zwei zusammengefügte Holzplatten mit großen, runden Löchern darin — war das weiteste. Dann kamen noch drei mit immer kleineren Löchern. Unten in dem Gestell lagen gespannte Ochsenfelle mit den Haaren gegen den Lauf des Wassers. In diesen Haaren blieb der Goldstaub hängen. Das Wasser, das durch das Sieb gelaufen war, wurde in einem großen Bottich aufgefangen, in dem auch alle paar Tage die Ochsenfelle ausgewaschen wurden. Der so gewonnene Goldstaub wurde dann von dem Capitao auf der Goldwaage gewogen und am Ende der Woche verteilt.

Bert arbeitete vier Tage lang. Am fünften aber lag er mit klappernden Zähnen in der Hängematte und konnte nicht aufstehen.

„Das Fieber“, sagte José. „Bleib liegen; deswegen kriegst du doch dein Gold. Jeder gleichviel. Das ist Gesetz. Und ich werd' es der Ramona sagen, daß sie dir Chinin bringt.“

Als die Goldwäscher fort waren, kam richtig Ramona. Sie legte ihm die Hand auf die Stirne, bedauerte und tröstete ihn, gab ihm Chinin und kühlte Tee. Er sagte, daß es nicht so schlimm sei, ein wenig Fieber zu haben, wenn sie einen pflege.

„Ja“, lächelte sie, „ich bleibe ein Stündchen bei dir. Wir können von Deutschland plaudern.“

Sie setzte sich auf eine Kiste und fing an, sich eine Zigarette zu drehen. Wie geschickt sie das machte.

Er sah ihr zu. Er versuchte, sich die Monika daheim in Deutschland mit einer Zigarette vorzustellen — aber es gelang ihm nicht. Die Monika — lebte ein anderes Leben. Ohne Gefahr — ohne Geheimnis — schuldlos und behütet. Die wäre keine Gefährtin mehr für einen wie ihn.

Was wußte er von dem Leben der Ramona?

Nichts.

Nichts — als daß sie sich vor keiner Gefahr fürchten würde.

„Ramona.“

„Ja?“

„Hast du keine Sehnsucht nach Deutschland?“

Sie blies blaue Ringe in die Luft und sah ihnen verträumt nach.

„Doch. Ich habe Sehnsucht nach Deutschland.“ Wenn es hier manchmal so erstickend heiß ist — dann denk ich daran, wie es dort nun frisch sein muß und kühl und grün — sogar im Sommer. Aber — es ist gefährlich, zu viel daran zu denken. Man kann daran sterben. Die Mutter, weißt du — meine Mutter — die ist gestorben — am Heimweh — wie die arme

Hannale in deinem Lied. Wie ging das noch? „Da neigt sich Laub und grünes Gras —“

„Gestorben — an Heimweh — sagst du? Ja — ich glaube, das gibt es. Es ist wie eine Krankheit, die einen anfällt.“

„Komm“, sagte Ramona — „Du mußt daran denken, daß du wieder zurückkehren wirst. Für dich ist es nicht so schlimm wie für mich. Du hast ja noch deine Mutter drüben.“

„Soll ich bei der unterkriechen? Als einer, der nichts erreicht hat — ein armer Landstreicher —“

„Ach — du kannst auch mal Glück haben. Man muß an das Glück glauben, Bert. Sieh, ich habe dir etwas mitgebracht. Zeitungen aus Deutschland. Du sollst mir vorlesen.“

„Kannst du denn nicht lesen?“

„Doch — aber keine deutschen Buchstaben.“

Er schob die Zeitungen, die sie ihm auf die Decke gelegt hatte, unmutig fort.

„Ist ja schon alles längst vorbei, längst vergangen.“

Die Zeitungen sind ja uralt —“

„So lies mir das, was immer gleich bleibt.“

Da las er, daß Menschen geboren wurden, freiten, Geschäfte eröffneten — Kinder bekamen und starben. Er las von Höfen, die untergingen, von alten Firmen, die gelöscht wurden. Er las von verflogenen Kanarienvögeln und entlaufenen Angorakatzen — und sie lachten und sagten — wie klein ist dieses Deutschland — und wie eng —

Aber auf der dritten Seite der Zeitung, da stand etwas — was dem Mann wie Lohr durch das Blut schlug — da wurden Siedler gesucht im Osten — Riesengüter wurden aufgeteilt und an Bauern gegeben. Und dort wieder an der Heide — da sollten Moore kultiviert werden —

Er ließ das Blatt sinken und rollte sich aus der Hängematte. Beidend, fiebergeschüttelt stand er vor dem erblaßten Mädchen.

„Ramona, Moni — Monika — sie geben Land! Sie geben Saat und Erde und — ja hör doch — Vorschüsse —“

Er las mit fliegenden Pulsen.

Die ersten fünf Jahre steuerfrei — und ganz niedriger Zins — Ramona, wenn da einer alle Kraft und allen Schweiß, den hier der Boden schluckt — an ein Stück deutscher Erde setze!

Da steht es ja — das Reich will helfen! Etwas Geld freilich braucht man — ein paar Tausend —

Sie sahen sich an — eins las des andern Gedanken.

Der Goldstaub —

Er vergaß, daß er fieberte. Er ging in der Hütte hin und her.

„Ich habe drei Jahre landwirtschaftliche Lehrzeit hinter mir drüben in Deutschland. Ich bin ausgewandert, weil ich kein Stück Land mein eigen nennen konnte. Ich hab' mich hier hocharbeiten wollen, um mir drüben Land zu kaufen. Habe gearbeitet wie ein Kuli auf der großen Fazenda bei dem Spanier. Ich hab' Pech gehabt, Moni. Heuschrecken — Dürre, Unwetter — einmal brach das Vieh in meine Kulturen ein. Sieben Jahre hab ich dran gegeben. Sieben Jahre, die mir keiner wiedergibt. — Und als ich endlich wegging, da bekam ich als Lohn ein Pferd und eine Flinte.“

Das Pferd schlug mir die Onca im Kampf . . .

Aber nun — da ist Land im Osten. Da ist Hoffnung. Und da ist Weite —“

Sie sah das alles. Sah weites grünes Land. Scheckiges Vieh. Einen Garten und ein kleines Haus mit bunten Bauernblumen an den Fenstern.

Es war Deutschland — das Land ihrer Mutter —

Er blieb vor ihr stehen.

„Was meinst du — Moni — wollen wir es versuchen — wir zwei?“

Sie schaute zu ihm auf —

„Wir zwei, sagst du?“

„Freilich. Ohne dich geh' ich nicht. Und es ginge auch gar nicht. Da steht es ja — es ist nur für Verheiratete gedacht.“

Da sprang sie auf, warf die Arme um seinen Hals und lachte —

*

Sie hüteten ihr Geheimnis gut. Aber von allen im Lager waren sie die einzigen, die glaubten, daß es verborgen geblieben sei.

Es war aber so, daß alle diese Männer — mit Ausnahme des kleinen Portugiesen José, die Ramona für sich haben wollten. Nun war der Deutsche gekommen und hatte ihnen den Rang abgejagt. Darum haßten sie ihn. Bloß José, der ihn zu den Viechern begleitete, die er abends am Lagerfeuer sang, mochte ihn gern.

„Hüte dich vor dem Quassi —“ warnte José. „Er hat gesagt, er wollte dich bei der nächsten Gelegenheit unschädlich machen.“

„Daß ihn nur kommen —“, sagte Bert. Wenn ihn das Fieber nicht schüttelte, hatte er Kräfte genug. Und gegen das Fieber nahm er Chinin —

Jeden Abend ging er mit Ramona am Bach auf und ab. Da sprachen sie von ihrer großen Hoffnung, und von den Gefahren, mit ihrem Goldstaub unversehrt durch den Kampf zu

kommen bis nach Cuyaba. Dort würden sie den Flußdampfer nach Montevideo nehmen und von da weiter — über das Meer.

„Wenn wir erst in Cuyaba sind — ist alles gut. Aber die Reise durch den Kampf ist kein Kinderpiel.“

„Aber wir haben Waffen —“, sagte Ramona ruhig. Sie fürchtete sich nicht.

Eines Tages aber, ehe die Goldwäscher zur Arbeit gingen, trat Quassi, der Westtze vor den Capitao. Der Deutsche, den sie im Kampf gefunden hätten, lohne ihnen ihre Guttat schlecht. Er sei ein Dieb —

Zum Beweis legte er seinen Goldbeutel auf den Tisch und forderte den Capitao auf, ihn zu wiegen und dann das Gewicht mit dem des Beutels von jenem Gauner zu vergleichen.

Bert warf seinen Beutel auf den Tisch. Er hatte ein reines Gewissen. Der Capitao holte die Goldwaage. Es zeigte sich, daß Bert's Säckchen um 50 Gramm zu schwer war.

Die Goldwäscher standen im Kreis, es war totenstill. Der Capitao maß die beiden mit scharfem Blick.

Bert war bestürzt. „Es muß mir jemand einen bösen Streich gespielt haben, Sennor. Ich habe kein Gold genommen.“

Ramona war bleich geworden. Sie kannte die rasche Justiz im Kampf. Sie stellte sich neben Bert und sagte: „Ich verbürge mich für ihn. Der ist feiner, der Gold stiehlt.“

„Weil er dein Liebster ist, willst du ihn schützen,“ sagte Quassi höhnlisch. Der Capitao erhob sich langsam zu seiner ganzen Länge, nahm die Riesepistole aus dem Gürtel und entscherte sie. Da standen die Beiden — der Kläger und der Beklagte. Einer log. Aber der Beutel des Deutschen war zu schwer. Es sah übel aus für ihn. Die harten Wifingeraugen des Capitao gingen wägend zwischen den Beiden hin und her. Wer war der Schuldige?

Da trat José vor. Er wollte nicht, daß hier ein Unschuldiger sterbe. Er habe gesehen, wie der Quassi Gold aus seinem eigenen Beutel in den des Deutschen getan habe. Seit Tagen schon. Immer nur ein winziges bißchen aufs mal. Anfangs habe er nicht begriffen, zu welchem Zweck Quassi dem Deutschen von seinem Gold etwas zuwende. Jetzt sei es ihm klar. Er habe ihn in den Verdacht des Diebstahls bringen wollen, um ihn zu verderben.

„Ist das wahr?“, fragte der Capitao mit schrecklicher Ruhe.

Quassi, der nicht geahnt hatte, daß er von José beobachtet worden war, wollte sich retten und verriet sich in der Verwirrung selbst.

„Es ist nicht verboten, einem Freunde vom eigenen Gold etwas zu geben. Sondern Diebstahl ist verboten. Ich habe nicht gestohlen, sondern von meinem gegeben.“

„Du hast es getan, um den Deutschen in falschen Verdacht zu bringen. Du hast es getan aus Eifersucht und Bosheit —“, sagte der Capitao. Ohne weitere Worte hob er die Pistole und zerschmetterte dem Schuldigen auf einundeinhalb Meter Entfernung den Kopf.

Die andern nahmen den Leichnam und trugen ihn hinaus, um ihn zu begraben. Ramona stand noch neben Bert, sie hielt seine Hand. — Der Deutsche war weiß wie Kalk. „Das war kurzes Gericht, Sennor“, sagte er heiser. Der Capitao sicherte die Pistole und steckte sie gelassen in den Gurt.

„Wir sind im Kampf. Es ist weit und breit kein Richter als ich. Ordnung muß sein — und Quassi ist gerecht gerichtet worden. Du aber kannst hier nicht bleiben. Mach, daß du fort kommst, so bald als möglich.“

Ramona trat dicht zu dem Vater.

„Ich gehe mit ihm, er ist mein Mann. Gib uns Pferde, wir wollen nach Cuyaba und uns zusammengeben lassen. Und dann gehen wir nach Deutschland. Es gibt dort Land im Osten — für Siedler. Komm mit uns, Vater.“

Der Capitao schüttelte den Kopf. Er könne hier nicht weg — nicht von seinem Waschplatz und nicht von diesen Männern, die sich ohne ihn gegenseitig zerfleischen würden. Gegen ihre Heirat machte er keine Einwände. Es schien ihm lieb zu sein, Ramona hier fort und in Deutschland zu wissen. Er versprach ihnen Pferde, Waffen und Goldstaub.

Andern Tages ritten sie.

*

Zwei reiten durch den Kampf.

Durch den Kampf, durch den Busch — unter der glühenden Sonne Brasiliens — durch den Brutto Certao.

Die Frau sitzt zu Pferde wie ein Mann. Waffen stecken ihr im Gürtel. Ihre Augen sind scharf und wachsam. Sie sind wie die Augen der Götterfrauen auf der Wagenburg —

Der Mann hat Fieber. Aber in Cuyaba sind Aerzte. Und die Luft in Deutschland wird ihn heilen.

Es ist Hochsommer. Das Gras ist verdorrt. Der Kampf liegt im Durst.

Aber die Beiden kümmern das nicht.

Fern in der Zukunft grünen ihnen Wiesen, wogen ihnen Felder —

— Es neigt sich Laub und grünes Gras —

Deutsches Blut kehrt heim zu deutscher Erde. —